

DAS ZWEITE KAPITEL

ist reich an Abwechslung. Es gibt aufregende neue Ideen in der Physik: Die Quarks werden nachgewiesen, die Theorie des Standardmodells der Teilchenphysik ist vollständig und berechenbar. Der frisch gebackene Physiker kann am berühmten Niels-Bohr-Institut in Kopenhagen arbeiten, aber soll er deswegen seine Freundin aufgeben? Trotz spannender Aufenthalte in Heidelberg und Paris ist er unzufrieden, und sein Leben scheint in eine Krise zu geraten.

1974 beschlossen die erdölfördernden Länder, den Export von Öl einzuschränken und den Preis drastisch zu erhöhen. Eine Energiekrise kündigte sich an. Fahrverbot! Die Autobahnen an Sonntagen waren leergefegt. Ein neues Lebensgefühl für Fußgänger und Radfahrer. Die Regierungen der westeuropäischen Länder sahen sich erpresst und regulierten den Benzinverbrauch durch Fahrverbote. Ich war im Januar nach Deutschland zurückgekehrt. Nach kurzer Station in Nürnberg bei meinen Eltern war mein Ziel Kopenhagen in Dänemark. Niels Bohr hatte dort in den zwanziger Jahren ein Zentrum der Quantenphysik gegründet. Er war einer der Urväter der modernen Physik und hatte das Bohrsche Atommodell erfunden,

das Elektronen den Atomkern auf planetenähnlichen Bahnen umkreisen lässt. Die Quantisierung der Energiezustände der Elektronen erlaubte Bohr die Spektren des Wasserstoffatoms zu verstehen. Ich sollte in Kopenhagen meine Doktorarbeit ins Reine schreiben und die neueren Entwicklungen in der Kernphysik verfolgen, sagte mein Doktorvater, mit dem ich am Institut verabredet war. Drei Ideen hatten die Physik in eine neue Ära geführt:

Drei neue Ideen in der Physik

In der inelastischen Elektron-Proton-Streuung hatten Jerome Isaac Friedman, Henry Way Kendall und Richard Edward Taylor die mysteriösen Quarks zum ersten Mal experimentell »sichtbar« gemacht. Bei harten Stößen zeigten sich punktförmige Konstituenten im Proton. Die Experimente legten nahe, dass außer den Quarks noch andere ungeladene Teile (= Partonen) im Proton sein mussten, die man Gluonen nannte. Der Name soll vermitteln, dass sie die Quarks im Proton zusammenhalten (glue = Klebstoff), d. h. die Gluonen vermitteln die Kräfte der Farb-Wechselwirkung zwischen den Quarks. Die Quarks bilden ein Farbtuplett, d. h. es gibt sie in drei Farben, die sich zum farbneutralen Proton vereinigen. Damit hatte sich das alte Rätsel von der Permutationssymmetrie der Quarks im Proton erledigt. Die drei Farben der Quarks erlauben einen total antisymmetrischen Grundzustand im Proton.

Den Theoretikern Sheldon Glashow, Steven Weinberg von der Harvard Universität und Abdus Salam vom Imperial College gelang es, die schwache mit der elektromagnetischen Wechselwirkung in einer einzigen Theorie zu vereinigen. In diesem Modell gibt es neben den Photonen schwere Kraftteilchen, die W- und Z-Bosonen, die wegen ihrer hohen Masse

die schwache Wechselwirkung vermitteln. Es gab Anzeichen für den Austausch von Z-Bosonen, aber noch keinen experimentellen Beweis für die Existenz der W- und Z-Teilchen. In meiner Doktorarbeit hatte ich diese neueren Ergebnisse aus der schwachen Wechselwirkung verwendet, um den Teil der Nukleon-Nukleon-Kraft zu untersuchen, welcher die Spiegelsymmetrie verletzte. Es war klar, dass sie zu sehr kleinen und deshalb schwer messbaren Effekten in der Kernphysik führten. Schwierig war es, die Auswirkung der kurzreichweitigen schwachen Wechselwirkung zwischen Quarks auf die Kernkräfte bei großen Abständen zu übertragen. Aber mein Enthusiasmus war groß. Ich wollte an diesem Projekt arbeiten und freute mich, meine Ergebnisse an einem solch berühmten Ort diskutieren zu können.

Die dritte grundlegende Theorie, die Renormierungsgruppe, hatte Ken Wilson entwickelt. David J. Gross, David Politzer und Frank Wilczek war es auf Grund dieser Theorie gelungen, Skalenverletzungen in der tiefinelastischen Streuung zu verstehen. Die punktförmigen Quarks umgibt eine Gluonwolke, deren Ausdehnung sich mit der Auflösung des untersuchenden Photons verändert. Je genauer man hinschaut, desto mehr tragen Gluonen mit hohen Impulsen zur Wolke bei. Die Physik begann das Vakuum als ein aktives Medium zu verstehen, in dem Higgs-Bosonen, Quarks und Gluonen kondensieren. Wegen der Quantenfluktuationen ist das physikalische Vakuum nicht leer.

Tsung-Dao Lee kam Anfang 1974 von Columbia nach Kopenhagen und hielt einen Vortrag, in dem er vorschlug, diese Kondensate experimentell zu »verdampfen«. Genauso, wie sich Wasser bei hohen Temperaturen in Dampf verwandelte, sollten sich die Quark- und Gluonkondensate in ihre Bestandteile auflösen. Aus seinen Anregungen ist die Idee entstanden, hochenergetische Atomkerne aufeinander zu schießen, um

bei hohen Anregungsenergien einen Zustand aus Quarks und Gluonen herzustellen, welcher eine Mikrosekunde nach dem Urknall im Universum vorhanden war. Er wollte wie ein Ingenieur das Vakuum bearbeiten, welches kein Nichts ist, sondern von Teilchen und Antiteilchen Fluktuationen bevölkert wird. Ich hatte durch meine Freundin Ayse einen faszinierenden Einblick in die Physik der Phasenübergänge der kondensierten Materie bekommen, als sie mir die Regeln der Felder einer Welt in 3,99999 Dimensionen erklärt hatte. In meiner Vorstellung verbanden sich diese beiden physikalischen Welten der mikroskopischen Elementarteilchen und der makroskopischen Materie zu einer zukunftsweisenden Methode, die Natur grundlegend neu zu verstehen.

Auf dem Weg nach Kopenhagen

In Nürnberg kaufte ich einen gebrauchten Wagen, packte meine Sachen und steuerte nach Dänemark. An die schwächere Motorisierung des Autos musste ich mich erst gewöhnen. Beim Überqueren der deutschen Mittelgebirge fiel das rote Band auf dem Tachometer auf 60 km/Stunde. Ich fürchtete, dass der Motor kaputt war. Musste ich bald anhalten und rechts rausfahren? Ängstlich zählte ich die Sekunden bis zur nächsten Höhe. Dort angekommen, spurtete der kleine Wagen wieder fröhlich auf seiner Bahn. Am Abend erreichte ich Lübeck. Ich besuchte das Thomas Mann Haus und fuhr tags darauf weiter nach Kopenhagen. Das Institut hatte mir bei Frau Moltke am Moltkesvej ein Zimmer reserviert, in dem ich während meines Aufenthaltes wohnen konnte. Frau Moltke war eine rüstige Siebzigerin mit feschen grauen Haaren. Ihr verstorbener Mann war der Chef der dänischen Notenbank gewesen, dessen Unterschrift die dänischen Geldscheine zierte. Außer mir wohnten

ein russischer Physiker tatarischer Herkunft, Vangil, und ein irischer Linguist, John, im Haus. Sie beherbergte gerne ausländische Gäste.

Vangil fuhr die nächsten vier Monate jeden Tag mit mir ins Institut. Mehrmals in der Woche ging er zur russischen Botschaft, die einen unerschöpflichen Vorrat von Spezialitäten haben musste. Er deckte sich dort mit Auberginenkaviar, Heringen, Zigaretten und Wodka ein, von denen er mir am Abend großzügig zu probieren anbot. Es brauchte etwas Zeit, ihn zu überzeugen, dass ich nicht aus dem »deutschen Bruderstaat« DDR war. Hatte das bescheidene Auto ihn getäuscht? Oder die »Internationale«, die aus meinem Kofferradio tönte, wenn ich abends die Nachrichten von Radio Tirana hörte?

Am Institut hatte ich einen Arbeitsplatz im obersten Stockwerk unter dem Dach. Das alte Gebäude war sehr verwindelt, dauernde Umbauten hatten die verschiedenen Stockwerke mit vielen Stiegen und Treppen verbunden. In dem alten Hörsaal hatten die Entdecker der Quantenmechanik ihre ersten Vorträge gehalten. Wenn Aage Bohr, der Sohn von Niels Bohr, oder Ben Mottelson, die lokalen Kernphysiker, in ihrem von der dänischen Sprache eingefärbten englischen Sing-Sang Seminare gaben, war etwas von diesem alten Geist zu spüren. Mein nächster Nachbar im Büro war Dietrich, ein Theoretiker, der ursprünglich aus Clausthal-Zellerfeld kam, aber mit einem Stipendium ortsungebunden herumstreifte. Er reiste überall hin, wo er interessante Physik vermutete. Im selben Raum saßen Philippe Q. und Mathias B., die sich mit Kernspaltung beschäftigten. Im Anbau daneben arbeitete die Teilchenphysik-Gruppe, Holger B.-N. war mit seiner lauten Stimme nicht zu überhören. Mathias und seine dänische Frau Lis führten mich in das Leben in Dänemark ein, und wir verbrachten viele Samstagnachmittage zusammen. Dietrich traf ich oft im Huset, einem Szenelokal, das mit einem Kino, einer Diskothek und

einem Restaurant kulturell anspruchsvolle Möglichkeiten bot, sich die Zeit zu vertreiben. Die Dänen waren offen für Gespräche und sprachen alle gut Englisch. Dänisch zu lernen hatte ich bald aufgegeben, nachdem feststand, dass ich im Herbst wieder nach Deutschland gehen würde. Beim Rotwein, der auf den rohen Holztischen serviert wurde, hörte Dietrich endlich auf von der String Theorie zu reden, die damals ihre erste Blüte hatte. Er schwärmte von Italien, besonders Triest, das dortige Institut hatte es ihm angetan. Claus aus Stony Brook tauchte auch wieder auf. Er war nach Kopenhagen gewechselt, hatte Schwierigkeiten bekommen, weil er seine Doktorarbeit verloren hatte. Er sagte, er hätte sie auf dem Gepäckträger seines Fahrrads liegen lassen, während er eine kurze Besorgung machte. Als er zurückkam, war sie verschwunden.

Mein kleines Auto war ideal für die Großstadt und für kleine Wochenendfahrten ins Schloss nach Frederigsborg oder ins Museum nach Humlebak. Es entwickelte eine eigene Persönlichkeit, manchmal wollte es nicht anspringen. Zum Beispiel bei der Fahrt nach Schweden. Gerry, mein Doktorvater hatte mich eingeladen, ihn in sein Wochenendhaus zu begleiten. Wir nahmen die Fähre in Helsingör. Kaum waren wir am schwedischen Ufer angekommen, da versagte der Anlasser. Kein Problem. Mein Beifahrer, der Herr Professor sprang aus dem Auto und schob mühelos das kleine, leichte Auto wieder an. Ein anderes Mal war eines der schmalen Räder platt. Ich wollte den Reifen wechseln. Vielleicht setzte ich den Reifenheber nicht richtig an, oder die Karosserie war durchgerostet. Peng! Es tat einen Schlag, und das ganze Gefährt stürzte zusammen. Der Wagenheber hatte ein tiefes Loch in den Karosserieboden gerissen. Das Auto musste aufwendig neu geschweißt werden. Später zeigten sich neue Mängel, und ich musste unter der Ablage der Windschutzscheibe einen Schwamm aufbewahren, um das eindringende Wasser aufzusaugen. Bei der Rückreise nach

einem Jahr überraschte mich das Schneckentempo auf den langen Steigungen nicht mehr. Für den nochmaligen Umzug nach Heidelberg reichte das Auto, da ich keine Möbel besaß. Hier wohnte ich wieder in einer Moltkestraße.

Bertold Brecht kommentiert die Physik

Aus der Kopenhagener Zeit erinnere ich noch sehr gut die Lektüre von Bertolt Brechts Arbeitsjournal, das ich in Kopenhagen las. Es war ein Raubdruck herausgegeben vom Auf- und Abbau Verlag mit Sitz in »Peking-Moskau-Havanna-Berlin«. Brecht, einer der »guten« Deutschen, begann seine Aufzeichnungen im Jahr 1938 in Dänemark, wanderte weiter nach Schweden (1939), Finnland (1940) und schließlich nach Amerika (1941). Nach dem Krieg wieder in Berlin sagte er, mein Koffer ist gepackt, und wollte damit ausdrücken, dass er falls nötig wieder weiterziehen würde. Er hatte sich im Exil auch mit der neuen Physik rumgeschlagen und klagte:

»mit einigem schrecken sehe ich den neuen positivismus in einen robusten seelenglauben einmünden, denn wenn unser körper so unentflechtbar mit der übrigen materie gedacht wird, ist der punkt, der all die meldungen der sinne entgegennimmt, eben die gute alte haut, die seele. es ist ja nicht so, dass die außenwelt gelegnet wird, wie einige von uns glauben, es fällt nur die grenze zwischen außen- und innenwelt, es verwandelt sich nur auch unser körper in außenwelt, die mathematisierung der materie equilibriert die materie einfach weg – in den augen dieser guten leute, für die eine formel eine entmaterialisierung bedeutet anstatt einer abstraktion, ... ihre logik zu revidieren, fällt ihnen nicht ein, sie verlangen den verzicht auf logik, die monopole vergrößern sich, das individuum entmaterialisiert sich. die polizei stellt fest, dass die beobachtung

den Lauf der Dinge stört, also falsch sein muss, sie führt den Unschärfebegriff ins Feld der Unehre.«

Brecht hatte zu dieser Zeit das Theaterstück Galileo Galilei verfasst, das seinen Konflikt mit der Kirche über das heliozentrische Weltbild beschreibt. Die Notiz im Tagebuch enthält gewisse Vorurteile von Brecht, die Physik habe die Materie entmaterialisiert, und ihre technischen Folgen verschlechterten das Leben eher als es zu verbessern. Etwas schien mir jedoch an seinen Provokationen richtig zu sein. Unsere Wissenschaft hat es nicht geschafft, ihre Ergebnisse den Leuten zu vermitteln. Ich musste an mein Engagement mit der »Volkswissenschaft« und »Survivre« denken, über das ich im ersten Kapitel berichtet habe.

PostDoc in Heidelberg

Hätte mir jemand zu Beginn meines Studiums empfohlen in Heidelberg zu studieren, hätte ich nur müde abgewinkt. In meiner Vorstellung war es eine altmodische kleine Stadt, in deren Straßen farbig bemützte Studenten ihre Säbel zur Schau trugen und Bier tranken. Bier mochte ich nicht.

Ein kurzer Vorstellungsbesuch am Institut für Theoretische Physik belehrte mich, dass das vermeintlich romantische Heidelberg viele aufmüpfige Studenten beherbergte, und ich mit den Professoren in der Physik gemeinsame Erlebnisse in USA teilte. Da mir die Professoren sympathisch waren, und ich den guten Ruf der Physikfakultät kannte, entschied ich mich nach Heidelberg zu gehen. Ich brauchte mehr als zehn Jahre in Heidelberg, um die liberal fortschrittliche Rolle der Stadt in den 20er Jahren, den »Geist von Heidelberg«, kennen zu lernen. In Michael T. fand ich einen jüngeren Doktoranden, mit dem ich mich sofort gut verstand. Er lebte mit seiner Freundin Bärbel

in einer gastfreundlichen Wohngemeinschaft, wohin viele bizarre Typen kamen. Durch sie lernte ich auch Heidi kennen, die damals Geschichte und Germanistik studierte. Zu Mittag gingen Michael und ich zum Essen in die Mensa: Runter vom Philosophenweg ans Neckarufer und mit der Fähre über den Fluss zur anderen Seite. Danach wartete das Kaffeehaus auf uns. In der geisteswissenschaftlich dominierten Altstadt trafen wir Studenten und Studentinnen, die unsere Gedanken von den Formeln und Rechnungen ablenkten. Nach fünf Jahren im Ausland kam mir Deutschland verändert vor. In der Mensa verkündeten die Verkäufer der kommunistischen Volkszeitung lauthals die nahe Revolution. Die rote Armee fraktion bereitete sich auf den bewaffneten Kampf vor. Dies waren Zustände, an die ich mich noch gewöhnen musste. Mitleidig belächelten mich manche wegen meines amerikanischen Akzents. Irgendwie fühlte ich mich fremd unter meinen deutschen Bekannten, und war froh, wenn ich amerikanische Studenten traf. Ich musste meine Verfassungstreue beschwören, bevor ich in den öffentlichen Dienst eintrat. In der Pfalz war zwar etwas französische Lebensart zu spüren, aber das reichte mir nicht. Nach zwei Jahren Assistentenzeit bewarb ich mich in Frankreich. Mich zog es nach Paris. Ich war froh, als die Bewerbung klappte.

Ein weiterer Umzug nach Paris

Im Sommer vor dem Berufswechsel fuhr ich nach Paris, um ein Apartment zu finden. Ich wusste nicht, dass die Pariser in den Sommerferien ihre Stadt verließen, und die Touristen in Scharen einfielen. Die Wohnungsvermittler sagten, ich sollte im September wiederkommen. Brigitte, eine Freundin aus Heidelberg, und ich hatten in Paris nur einen kurzen Zwischen-

halt eingeplant. Eigentlich wollten wir an den Atlantik, wo andere Heidelberger, unter anderen auch Heidi und ihr Freund auf einem Camping Platz Urlaub machten. Wir kreuzten die Gironde in Royan und fuhren die Cote d'Argent entlang auf der Suche nach Heidi und den anderen Studentinnen aus ihrer Wohngemeinschaft, in die sie mich manchmal einluden, um Malefiz zu spielen. Während einer dieser Besuche war die Idee entstanden, sich in den Ferien zu treffen. Aber wir fanden die Heidelberger Clique nicht. Wir erreichten Arcachon ohne den angegebenen Zeltplatz gefunden zu haben. Die Ausrüstung, die ich mitgenommen hatte, stammte noch aus meiner Jugendzeit. Wir schliefen im Zelt, zum Frühstück gingen wir ins Bistro am Camping Platz und abends in das Städtchen, um richtig Französisch zu essen. Ich wusste nichts über das Leben in Frankreich. Obwohl die Rohmer Filme, die ich alle in den USA gesehen hatte, auch die Ferien beschrieben, war die Wirklichkeit ganz anders. Ich hatte keine Ahnung gehabt, dass im August die Urlaubsorte ausgebucht waren. Jeden Morgen standen wir im Stau am Etang d'Arcachon, um zum Meer zu kommen. Alles lief nicht so glatt, wie wir gedacht hatten und so fuhren wir nach zehn Tagen wieder nach Heidelberg zurück.

Brigitte hatte genug von Frankreich, und so traf ich im September allein in Paris ein. Ich nahm ein Zimmer im Gästehaus des Forschungszentrums, ein kleines Schlösschen im Tal der Yvette, im Süden von Paris. Die zahlreichen Physiker, Ingenieure und Techniker, die dort wohnten, trafen sich am Abend im Speisesaal zum Essen. Die meisten Gäste waren Junggesellen, »vieux garçons«. Es gab sogar einen Pariser aus dem Norden der Stadt, der unter der Woche hier wohnte, weil ihm das Hin-und-her-Fahren auf die Nerven ging. Ich lernte einen jungen Kommunisten kennen, der mich zum Fete der Humanité einlud. Die kommunistische Partei hatte sich gegenüber der

sozialistischen Linken geöffnet. Überall auf dem großen Treffen wurde das gemeinsame Programm zwischen der kommunistischen und sozialistischen Partei diskutiert. Aber erst 1981 gewann der Sozialist Mitterrand damit die Wahlen.

Die Kollegen im Institut waren links eingestellt. Einige agitierten offen für die kommunistische Partei. Im Salle de Conference des Instituts wurde nach der Mittagspause heftig politisiert, aber keiner nahm dem anderen etwas krumm. Die meisten kannten sich aus der Studentenzeit, die sie zusammen an der Ecole Normale oder Polytechnique verbracht hatten. In dieser Umgebung mutete es undenkbar an, dass Kommunisten in Deutschland Berufsverbot hatten. Der enge Zusammenhalt der Kollegen überraschte mich. An der Universität in Heidelberg kannte ich niemanden vom Studium, außer den Physikern, die ich schon vorher in USA getroffen hatte.

Ich hatte Glück, dass Dominique V. mir seine schöne Wohnung anbot, als er für ein Sabbatjahr nach Berkeley ging. Sie war in Ville d'Avray auf halbem Weg zwischen dem Zentrum von Paris und dem Labor vor den Grenzen der Stadt. Das Institut war von dort leicht zu erreichen. Um in Stadt zu fahren, musste ich den Zug zum Gare de Montparnasse nehmen. Am Wochenende sah ich im Zug oft P. Handke mit seiner Tochter, die ihren Kopf meistens in ein Comic-Buch steckte, das sie dabei hatte. Er wohnte in Meudon, eine Station näher an Paris. Ich war viel zu scheu, ihn anzusprechen. Wenn ich heute in sein Buch »Das Gewicht der Welt« schaue, das ich damals las, dann wundere ich mich, warum es mich damals so mitgenommen hat. Es erzählt keine Geschichte. Es enthält kurze, wenig schlüssige Sätze und gleicht einem Tagebuch. Aber damals war ich trainiert, im Unverständlichen Sinn zu finden. Nicht nur die Literatur, auch die modernen französischen Philosophen forderten Phantasie, um sich einen Reim aus ihnen zu machen. Als ich zu der Stelle im Buch kam, an der Handke

beschrieb, wie er krank wurde, musste ich das Buch weglegen, weil ich mich so mit seiner Stimmungslage identifiziert hatte, dass ich mich selbst unwohl fühlte.

Kern-Kern-Kollisionen inspirierten meine neuen Arbeiten in der Physik. Koichi Yazaki, Manque Rho und Paul Bonche und ich wollten herausfinden, wie Kernmaterie bei hochenergetischen Stößen zusammengepresst wird. Ausgehend von der Mesonen Theorie der Kernkräfte konstruierten wir eine Pion-Nukleon-Wechselwirkung, welche bei höherer Dichte ein Pionkondensat erzeugen konnte. Das war nun gerade das Gegenteil von T. D. Lees Idee, die Kondensate zu verdampfen. Uns interessierte aber nicht so sehr die Kernmaterie bei hoher Temperatur als bei höherer Dichte. In diesem Bereich konnten neue geordnete Strukturen entstehen, die es bei der flüssig/gasförmigen Kernmaterie in normalen Atomkernen nicht gab.

In meiner Freizeit war ich viel allein und unterhielt mich mit mir selbst. Auf einer Reise nach Südfrankreich begann ich, Tagebuch zu schreiben. Das liest sich dann so:

In Avignon um neun Uhr führte uns eine junge Südfranzösin durch die mittelalterliche Festung des Papstpalasts. Die Küche war groß und hatte 17 Meter hohe Kamine. Die Würdenträger verzehrten täglich vier bis fünf Kilogramm Fleisch. Neben der alten römischen Brücke in Pont du Gard dufteten die Bäume und Sträucher. Jahrhunderte lang floss hier sauberes Wasser von Uzes nach Nimes. Die Brücke war schön und nützlich. Wonach streben wir in unserer Wissenschaft heute? Nimes war übersichtlich, nicht zu groß und nicht zu klein. Vom Tour Magne sah ich die vielen zweistöckigen Häuser zwischen den Hügeln liegen. Weite Alleen durchzogen, wie grüne Bänder, die Stadt von der Arena bis zu den Gärten. Ein Militärarchitekt hatte sie auf unterirdischen Wassergräben aufgebaut. Weniger gefielen mir die Gebäude im Stil von Louis-Philippe auf dem Platz de la Comédie in Montpellier, der

nächsten Station meiner Reise. Ein stinkiges, lautes Agglomerat von Lastwagen und Automobilen kroch durch die engen Straßen der Altstadt. Abends besuchte ich Georges Grunberg, den ich von Stony Brook kannte, wo wir zusammen studiert hatten. Ihm hatte es dort nicht gefallen, und er war vorzeitig nach Paris zurückgekehrt. Seine Kinder rebellierten, als es ins Bett ging. Durch langweilige verschlafene Dörfer fuhr ich weiter ans Meer. In Aigues Mortes war der heilige Ludwig zu seinem letzten Kreuzzug aufgebrochen. Damals lag die phantastisch befestigte Burg noch direkt am Meer. Im Gefängnisturm waren die aufmüppigen Protestanten untergebracht. Danach hörten die endlosen Weinberge des Languedoc auf, die Luft wurde trocken und angenehmer. Die Camargue begann mit großen Salzbecken, die die Sonne gebacken hatte. Viele Kanäle verbanden alles mit allem – undurchschaubar. Der Boden war schlammig, trocken aufgesprungen, von Ginster und Gräsern überwachsen. Das neugewonnene Land war in viele rechteckige Landstücke eingeteilt, von Zypressen eingezäunt und mit Lavendel bepflanzt. Ich sah die ersten weißen Pferde. Auf dem Mas du Sauvage gab es Pferde zu mieten. Am Nachmittag ritt ich mit zwei jungen Frauen, Chantal und Jacqueline aus. Mein Pferd war ein kleiner Brauner, die Mädchen hatten echt weiße Camargue Pferde, eine Mischung aus portugiesischen, arabischen und französischen Rassen. Das Pferd war gutmütig, auf Touristen eingestellt, die wie ich nicht reiten gelernt hatten. Wir alle waren sportlich angezogen mit Jeans und Turnschuhen. Die Pferde standen gesattelt an einem langen Balken angebunden. Dann kam ein schlaksiger Junge mit dunkelgebräuntem Gesicht.

»Ich heiße Marcel und mach den heutigen Ausritt. Habt Ihr schon Erfahrungen mit dem Reiten?«

»Ein wenig«, sagten die Frauen.

»Fast nicht«, antwortete ich.

»Es gibt drei Gänge beim Pferd: Schritt, Trab und Galopp. Wir werden es meistens langsam angehen.«

Er prüfte die Länge meiner Steigbügel, ließ mich aufsteigen. Mit der linken Hand am Zügel und der rechten am Sattel erklimmte ich das Pferd. Ich setzte mich sanft auf den Sattel und testete mein Gleichgewicht.

»Das wär's.«

Im Schritt gingen wir auf der Lehmstraße aus dem Gehöft. Vorne Marcel, dann Chantal und ich, am Ende Jacqueline. Ich hatte gesehen, dass die Frauen in einem Wagen mit 92er Nummer gekommen waren, also in der Nähe von Paris wohnten. Trotzdem fragte ich:

»Sie sind aus Paris?«

»Nicht direkt, wir wohnen in Gif-sur-Yvette.«

Der Weg führte auf eine weite Ebene, dahinter war die sumpfige Wasserlandschaft mit Gras Büscheln dazwischen. Ganz in der Ferne grasten Pferde.

»Jetzt könnt Ihr mal etwas zulegen«

Marcel ging in einen leichten Trab. Die Frauen erhoben sich im Takt ihrer Pferde. Ich machte es nach, fand aber schwer in den Rhythmus meines Pferdes.

»Tempo, Tempo.«

Ich wollte noch etwas zulegen. Mit 15 Stundenkilometern durch die Pampa. Jetzt müsste ich noch wissen, wo die Bremsen sind. Ich hatte keine Ahnung, wie man ein Pferd durchpariert.

»Ca va?«, fragte Marcel nach hinten.

»Faites attention a votre cheval!«

Am Ende war alles gut gegangen. Nur am nächsten Morgen tat mir der ganze Körper weh, und die engen Western-Jeans hatten mir die Haut aufgerissen.

Als nach einem Jahr Beatrice und Dominique V. von Berkeley zurückkehrten, konnte ich ins Erdgeschoss des Hauses umziehen. Ville d'Avray war mir angenehm geworden. Es strahlte noch etwas von Corots Bildern aus, in denen er in impressionis-

tischen Bildern die Besuche bei seinen Eltern festhielt. Gleich vor meinem Haus begann der Wald, der sich bis Versailles ausdehnte und auf der anderen Seite war der großzügige Park von St. Cloud, von dessen Terrasse man einen weiten Blick über die Stadt hatte. Beatrice und Dominique kannten sich aus Kinderzeiten. Sie nahmen mich herzlich auf und führten mich in die französische Lebensart ein. Beatrice stammte aus Grenoble, während Dominique in Paris aufgewachsen war. Nach dem Studium an der Ecole Polytechnique arbeitete er in Orsay, an der Université Paris-Sud, die unten im Tal der Yvette lag. Dort wurde stärker traditionelle Kernphysik betrieben, während oben in Saclay, auf dem Plateau meine Kollegen mehr mathematisch orientiert waren. Dominique berechnete mit einer effektiven Nukleon-Nukleon Kraft endliche Atomkerne. Nach einem Aufenthalt in Oxford hatte er englische Gewohnheiten übernommen. Ich glaube, er hatte sogar verwandtschaftliche Bande zu England. Sein Understatement und verschmitzter Humor unterschieden ihn angenehm von den Kollegen, die mehr die wissenschaftliche Experten spielten.

Beatrice lud mich zur Hochzeit ihrer Schwester in Grenoble ein. Nach der Trauungszeremonie begann ein langes Essen, welches seinen Höhepunkt erst um Mitternacht erreichte. In meiner Nähe saßen Beatrices Kusinen, die ich mit meinem Französisch während des Festmahls unterhalten musste. Meine Sprachkenntnisse waren besser geworden, aber die zahlreichen Gespräche am Tisch, die laute Musik und der viele Wein machten eine Konversation schwierig. Es war einfacher, mit ihnen zu tanzen.

Beatrice und Dominique meinten, ich sollte Paris auch bei Nacht kennenlernen. Wir begannen mit einem langen Diner in einem besonders guten Restaurant in der Nähe der Champs d'Elysees. Danach gingen wir zur Spätvorstellung in dem Nachtclub »Crazy Horse« in der Avenue Georges V. Diese mo-

derne Version der Folies Bergère präsentierte mit raffinierten Leuchteffekten nackte Frauenkörper. Die Tänzerinnen agierten wie zu Lautrecs Zeiten auf der Bühne herum. Sie schauten alle ähnlich aus: Gleiche Statur und gleicher Brustumfang. Nach der Vorstellung wechselten wir den Stadtteil und fuhren in ein schummeriges und ziemlich fades Lokal in Montmartre. Beim Morgengrauen aßen wir die obligatorische Zwiebelsuppe. Ich war am Schluss hundemüde, für das Pariser Nachtleben war ich nicht der Richtige.

In Paris traf ich eine Bekannte aus München wieder. Sie hatte in der Zwischenzeit geheiratet. Nachdem sie ihren Mann nach Afrika begleitet hatte, ließ sie sich scheiden und kehrte allein nach Paris zurück. Wir verbrachten unterhaltsame und amüsante Abende in der Closerie de Lilas, in Montparnasse, auf der verschlissenen Bank hinter den kleinen Tischen mit den kupfernen Namenschildern von Hemingway, Lenin und all den anderen Berühmtheiten, die hier schon ihren Whiskey getrunken hatte. Sie trank besonders gern irischen Whiskey mit Kaffee und einer Sahnehaube. Im Hintergrund hatte der Klavierspieler »Summertime« angestimmt. Sie war stolz auf ihren Vater, der nicht mehr arbeitete und an der Börse spekulierte. Selten erzählte sie von ihrer täglichen Arbeit, die darin bestand, kranken Patienten die Diät zusammenzustellen. Wir hatten uns schon einige Zeit öfters gesehen, als ich sie eines Abends in ihrer Wohnung abholte, machte sie einen verwirrten Eindruck. Sie ging nur mit Anstrengung gerade, schien beschwipst, war zwar lustig und klagte aber über Kreislaufprobleme. Ich fürchtete, sie hatte zu viel getrunken. Ich wusste nicht, was ich mit ihr anfangen sollte. Also lockte ich sie behutsam auf die Straße, damit die frische Luft, sie wiederaufrichtete. So trotteten wir einige Schritte auf dem holprigen Trottoir dahin, bis ihre Schwäche wich. Hatte sie sich etwa Mut machen wollen, meine Schüchternheit zu überwinden? Meine Liebe zu Frankreich

blieb immer etwas theoretisch, so richtig fand ich nie meinen Platz in der anonymen Großstadt Paris.

Die Reisen nach Deutschland auf der damals fast fertigen Autobahn waren lang und wenig bequem. Also kaufte ich bei einem Aufenthalt zuhause einen größeren deutschen Wagen, dessen solides Geräusch beim Schließen der Türen mehr Sicherheit im Pariser Verkehr versprach. Ich nannte ihn bald Panzer, weil er so schwer war. Seine Karosserie hätte eine Kollision mit einem französischen Kleinwagen unbeschadet überstanden.

Paris zeigte sich selten im Schnee, doch die Eigenschaften des Panzers bei Schnee und Eis bekam ich bei einem Dreher auf dem Marktplatz von Ville d'Avray zu spüren, der aber mit einem beschädigten Blinker glimpflich verlief. Beim Skifahren in der Schweiz ließ ich am Fuß des Passes Schneeketten aufziehen, die ich auf der Rückreise wieder abgab. Der schwergewichtige Panzer verbrauchte ziemlich viel Benzin, wenn ich auf längerer Strecke die Höchstgeschwindigkeit austestete. Die Dreigangautomatik ließ den Motor freudig mit 4000 Umdrehungen/min laufen, und 16 Liter auf 100 km waren keine Seltenheit. Deshalb berechnete ich immer sorgfältig den nächsten Halt. Bei der Rückfahrt vom Ski Urlaub hatte ich mich mit dem Tanken verrechnet. Im Osten vor Paris, am Ende der Autobahn, ging mir das Benzin aus und ich musste zur nächsten Tankstelle laufen, um Benzin zu holen.

Der Wagen gab meiner jungen Karriere den notwendigen Halt, ich fühlte mich einer höheren Klasse zugehörig. Zur besseren Gesellschaft zu gehören hatte seinen Preis. Terroristen bevorzugten Luxusautos dieser Marke. Deswegen wurde ich einige Male von der Polizei gestoppt. Am Kreisel in Saclay, zum Beispiel, kam ich in eine solche Kontrolle. Ich musste aussteigen und den Kofferraum öffnen. Nach intensiver Befragung und Ausweiskontrolle erlaubten mir die Gendarmen weiterzu-

fahren. Der Panzer machte einen guten Eindruck auf meine Freundinnen, denen das Auto gefiel.

Eines Tages im November 77, aus heiterem Himmel hatte sich Heidi aus Heidelberg in Ville d'Avray angemeldet. Sie wollte die geplatze Verabredung in Südfrankreich nachholen, und Paris wäre ein guter Platz, um sich wieder zu sehen. Ich bot ihr an bei mir zu wohnen. Es gäbe eine Schlafcouch im Wohnzimmer. Sie schaffte es bis nach Montparnasse, wo sie nachfragte, wie sie Ville d'Avray erreichen konnte. Ich holte sie dort am Bahnhof ab. In ihrem Lodenmantel und mit Cowboy-Stiefeln war sie gut gerüstet für das Besucherprogramm, das ich ausgearbeitet hatte. Unter Tags arbeitete ich, und sie spielte Touristin. Abends gingen wir ins Quartier Latin. Wir haben uns gut unterhalten. Ich war beeindruckt von ihrer Selbstständigkeit. Als sie sich nach einigen Tagen klagte, dass die Couch ihr Rückenschmerzen machte, teilten wir mein Bett. Ich weiß nicht, an was Heidi dachte, als wir im Stau ihren Zug verpassten, weil ich zu spät zum Ostbahnhof gestartet war. Die Zeit des Wartens auf den nächsten Zug im Bahnhofrestaurant begünstigte unsere entstehende Freundschaft. Wir wussten nicht, dass eine gemeinsame Zukunft auf uns wartete.

Mein Aufenthalt in Paris ging nach zwei Jahren zu Ende. Das war die gewöhnliche Zeit für eine Postdoc Stelle in der Physik. Ich war persönlich und beruflich an einem kritischen Punkt angekommen. Mein Leben, mit dem meiner Alterskollegen zu vergleichen, deprimierte mich. Ich war viel herumgereist und hatte verschiedene Länder kennengelernt, aber ich war in einer unsicheren beruflichen Position geblieben. Andere hatten Mitte dreißig Familie und Kinder; schon ein Haus gebaut und eine aussichtsreiche Karriere vor sich. Ich hatte nichts Ähnliches. Meine Versuche eine Lebenspartnerin zu finden, waren erfolglos. Eigentlich wollte ich mein Nomadenleben beenden, aber ich musste mich darauf einstellen, wieder in

die USA oder in ein anderes europäisches Land zu ziehen, um eine längere Anstellung zu finden. Dies bedeutete, dass eine potentielle Lebensgefährtin in einem fremden Land hätte leben müssen, was die meisten nicht wollten. Nach vier Jahren als Assistent läuteten auch beruflich die Alarmglocken. Ich musste mich habilitieren in Deutschland, sonst war es zu spät. Ein Onkel, der als Personalreferent Karrieren gut kannte, ließ mir über meine Eltern mitteilen, dass jetzt eine Entscheidung dringend notwendig sei. Ich spielte mit dem Gedanken, etwas ganz Neues anzufangen z. B. mich im diplomatischen Dienst zu bewerben.

Am Ende schrieb ich Briefe an zwei Heidelberger Professoren, die mein Fach vertraten. Ich schilderte meine Lage und meine Absicht in der Forschung an der Universität zu bleiben und bat um ihre Unterstützung. Ich hatte Erfolg und konnte mich in Heidelberg habilitieren. Im Frühjahr 1980 erhielt ich die Lehrbefugnis für das Fach Physik und das Recht und die Pflicht Vorlesungen zu halten. Ich wurde Privatdozent.

Die Freundschaft mit Heidi hatte sich vertieft. Sie war in der Zwischenzeit nach Freiburg umgezogen. Für ein Jahr besuchten wir uns gegenseitig alle zwei Wochen und beschlossen gemeinsam im Tessin Urlaub zu machen. Ihr Vater hatte nach seiner Pensionierung einen VW Campingbus gekauft. Wir erkundeten mit dem Wohnmobil das Maggia Tal von Locarno bis nach Bignasco, wo sich das Tal teilt. Nach einiger Zeit waren uns die Campingplätze zu langweilig und zu wenig idyllisch, sodass wir auf Feldwegen in den nahen Wald auswichen und dort wild kampierten. Eines Morgens weckten uns Männer mit Macheten und forderten uns energisch auf wegzufahren. Wir erschrakten heftig, packten sofort unsere zwei Stühle und den Tisch in den Bus und flüchteten an einen anderen Ort.

Unzufrieden und widerständig

Am Jahresende 1981 verbrachten wir ein paar Tage mit Gustl und seiner Freundin im Schwarzwald. Bei der Anfahrt hatte mich Panik ergriffen, als es mir in dichtem Schneetreiben nicht gelang, Schneeketten zu montieren. Während des Aufenthalts vergrößerte sich meine tiefe Unzufriedenheit. Ich fand das Quartier unausstehlich und das Essen schlecht. Nach einer halben Woche zusammen entwickelte sich ein vielschichtiges Gewebe von Sympathien und Antipathien. Heidi und Gustl kritisierten mich heftig. Er warf mir vor, ich machte seiner Freundin schöne Augen. Schließlich musste ich mich und mein arrogantes Auftreten zurücknehmen. Meine Ichbezogenheit harmonisierte schwer mit den anderen. Spannung hatte sich aufgebaut. Es fiel mir schwer mit jemand darüber zu sprechen. Ich schrieb in mein Tagebuch:

Ein neues Jahr, du bleibst der Alte. Schwer erträgst du deine Geschichte. Schwer passt sich dein Herz an das andere Klima hier im Schwarzwald. Die Luft ist klar und beißend kalt. Dein Magen ist nervös und leidet. Deine Nerven sind angeschlagen. Kein Wunder nach dem letzten Jahr mit der Habilitation, als du dich um einen neuen Job bewarbst und dann enttäuscht warst, als der Job nur auf vier Jahre begrenzt war. Du hast es mit Heidi versucht. Ihre Entscheidung nach Heidelberg zu kommen war lieb. Umziehen, eine Wohnung einrichten, der erste Urlaub zusammen. Du bist unzufrieden, ohne Frieden mit der Welt, sie erscheint feindlich. Du musst dich permanent verteidigen, spreizt deine Federn und verkrampfst dein Herz. Du bist immer auf der Hut, als ob du jeden Moment einen Angriff abwehren müsstest. Strategien sind dein Alltag geworden. Du scheiterst mit natürlicher Menschlichkeit, wagst nicht, dich auf die Zukunft einzulassen, wie du es eigentlich müsstest. Das Kind in dir friert, weil es zu wenig Wärme verspürt in diesem kalten Winter.

Vor meinen Augen erschienen verschiedene Bilder aus der Vergangenheit, die etwas mit meiner Suche nach einem eigenen Selbst zu tun hatten. Als Kind hatte ich am Sonntagmorgen mit meinem Vater im Bett gekämpft, wer wen als ersten aus dem Bett drängen könnte. Es gab keinen Sieger, da es ein Spiel war. In der Jugend hatte ich mich gegen die Tradition gestellt, weil ich das Textilgeschäft meiner Eltern nicht übernahm. Ich hatte gegen ihren Widerstand den Dienst in der Bundeswehr verweigert. Meine liberalen Eltern empfanden dies als einen Protest gegen ihre eigene Geschichte im dritten Reich. Für mich bedeutete es die Wahl einer neuen Zukunft. Protest und Dickköpfigkeit zeichneten meine Altersgenossen aus, die sich in der 68er Bewegung engagierten. Als sich in den Straßen von Paris die Studenten mit der Polizei schlugen, versammelten sich die Münchner Studenten im Audimax. Ich hörte ihre Aufrufe zur Solidarität, die sie mit einem Marsch zu den Wagonarbeitern in der Vorstadt Münchens zeigen wollten. Aber ich ging nicht hin. Meine Diplomarbeit war mir wichtiger.

War mein Widerstand weniger entschieden als ich mir einbildete? In USA war ich zwar auf der großen Demonstration gegen den Vietnam Krieg in New York mitmarschiert, aber vorsichtig, ohne etwas zu riskieren. Die Marihuana Joints, die ich rauchte, stimulierten bei mir keine wilden Phantasien. Aber ich studierte die Theorie der Revolution: Eldrige Cleavers »Seele auf Eis«, die psychokulturelle Theorie Herbert Marcuses, die Frühschriften von Karl Marx und das Buch »Der junge Mann Luther« von Erik Erikson. In der Universitätsbibliothek von Stony Brook las ich die kubanische Granma, aber auch Le Monde. Ich entdeckte die Regale mit der deutschen Literatur. Christa Wolfs Sprache im »Geteilten Himmel« erwärmte mich. Ihr Deutsch klang wie von weit weg – nicht wie die Sprache zu Hause in Süddeutschland. Sie kam aus einem anderen

Deutschland, wie vor dem Krieg, aus vergangenen Zeiten. Ich hatte noch nie Bücher aus der DDR gelesen. Nicht weit davon war das Regal mit Büchern zur deutschen Geschichte. Durch Zufall fand ich ein Album mit Kleinbildfotos aus dem Ghetto von Warschau. Ich blätterte darin. Das kleine Format der Szenen aus dem Alltagsleben der Juden vergrößerte meine Scham aus Deutschland zu kommen, das eine solche Geschichte hinter sich hatte.

Ich war kein Revoluzzer, doch wir diskutierten oft mit unseren Professoren über Politik. Der Vietnam-Krieg tobte noch immer, und wir verstanden nicht, warum sie weiterhin nach Los Alamos reisten oder sich von der Abteilung für Verteidigung in der Regierung unterstützen ließen. Ihr Gegenargument war, man müsste mit den Forschern in den militärischen Labors reden, sonst würden sie den Kontakt mit der Wirklichkeit verlieren. Dasselbe Argument höre ich wieder, wenn ich mit Forschern über die nationale Sicherheitsbehörde in den USA diskutiere, die auf dem Gebiet der Quanteninformation arbeiten. Die Argumente der Professoren überzeugten uns Studenten nicht. Das militärische Engagement der USA im Vietnam-Krieg hatte den Kapitalismus diskreditiert. Die Mitstudenten aus Korea, Taiwan, Iran, Türkei, Philippinen und Mexiko erzählten von der Überwachung in ihren Heimatländern, die sich teilweise noch bis in die USA fortsetzte, sodass ausländische Studenten ausgewiesen wurden. Wir vermuteten, dass unsere Telefone abgehört wurden, weil es manchmal in der Leitung knackte. Die Wohnung meines Freundes John, der mit einer schwarzen Soulsängerin zusammenwohnte, wurde bei einer Durchsuchung total verwüstet. Johns unseliger Freund David hatte ihm aus Kalifornien einen Karton mit Marihuana geschickt, der abgefangen wurde. Wir hörten Sendungen des alternativen Senders WBAI-Pacifica, der uns mit Nachrichten von AFP und BBC versorgte. Ich hatte einen Freund, der am

Nachrichtendienst Liberation News Service mitarbeitete. Die Jugendbewegung in USA kündigte ein neues Amerika an, welches nicht mehr die Schwarzen diskriminierte und ferne Kriege führte, um seine Vormachtstellung zu festigen.

In Kopenhagen waren die entschiedenen Aussteiger nach Christianshavn umgesiedelt, während der bürgerliche Teil der jungen Leute sich im Huset zu billigem Essen, Rotwein und Musik trafen. Im Volkspark neben dem Niels-Bohr-Institut protestierten die Frauen, indem sie Büstenhalter an die Bäume hängten, der dänische Protest war noch einen Deut praktischer ausgerichtet als in den USA.

Ich wollte, dass sich in Europa eine aufgeklärte Variante des Sozialismus etablierte, die sich gegen den amerikanischen Kapitalismus und den sowjetischen Realsozialismus stellte. Welche der beiden Reaktionen des Westens, die militärische Hochrüstung Amerikas oder die Gesprächsbereitschaft der europäischen Sozialdemokraten, hat mehr zum Umschwung in Osteuropa beigetragen? Später in Paris wurde eine hochintellektuelle Debatte zwischen den Kommunisten und den Reformern geführt. Sie mündete in das gemeinsame Programm, mit welchem Mitterand schließlich die konservative Mehrheit brach. Ich sympathisierte mit dieser Wendung. Die französische Presse schrieb immer noch freundliche Berichte über die heroische Rote Armee Fraktion in Deutschland, in der sich mehr Kritik an dem autoritären Nachbarstaat als politisches Verständnis kundtat. Ich schloss mich der lokalen Gruppe der Parti Socialiste im bourgeoisen Vorort Ville d'Avray an, wo ich wohnte. Doch die Parteiarbeit enttäuschte mich, genauso wie später meine kurze Mitarbeit bei den Jungsozialisten in Heidelberg. Dort entzündete sich mein Widerstand bei einer Wochenendtagung über Wissenschaft und Politik, als die jungen Funktionäre mir Engels »Dialektik der Natur« beweisen wollten. Ich versuchte dagegen zu halten mit dem Wissen, das ich

mir aus Sartres »Kritik der dialektischen Vernunft« angelernt hatte, und scheiterte.

Was war aus meinem eigenen Widerstandsgeist geworden? Die intellektuelle Stimmung im konservativen Lager der USA stand dem Militär immer aufgeschlossen gegenüber. Wer hätte die martialische Wiedergeburt der USA am Anfang des 21. Jahrhunderts geahnt? Ich hatte nie verstanden, warum unsere Freunde außerhalb Deutschlands so wenig Verständnis für den deutschen Pazifismus in der Nachkriegszeit hatten. Neben realpolitischen Gründen musste es die Angst vor einem Sonderweg des wiedervereinigten Deutschlands gewesen sein. Immerwährende Unzufriedenheit findet sich bei den Jugendlichen aus den arabischen und südosteuropäischen Ländern, die keine Arbeit finden, obwohl sie oft eine gute Ausbildung erworben haben. Die Unfähigkeit der nationalen Eliten, die in ihren Ländern nur an den eigenen Profit denken, ist eklatant. Die Massenproteste 2010 haben leider zu keiner Verbesserung der politischen Lage in diesen Ländern geführt.

Meine berufliche Situation hatte sich mit der Assistenzprofessur verbessert. Als ich Frankreich verließ, wurde mir klar, dass die Theorie des Meson Austauschs keine grundlegende Theorie für die starke Wechselwirkung der Nukleonen darstellte. Sie hatte zwar erfolgreich die niederenergetischen Nukleon-Nukleon-Streuexperimente beschrieben, enthielt aber viele Parameter und viele Annahmen. Man konnte nur weiterkommen, wenn man in der Kernphysik auch die neue Theorie der Farbdynamik der Quarks berücksichtigte. Die Quantenchromodynamik war eine wohldefinierte Feldtheorie, mit der man rechnen musste. Leider war ihre Anwendung auf die niederen Energien durch das Anwachsen der Kopplungskonstante schwierig. Aber das hielt mich nicht davon ab, einige phänomenologische Spekulationen zu machen. Das Schalenmodell des Atomkerns, welches O. Haxel, J. H. D. Jensen und

H. E. Suess 1952 in Heidelberg publiziert hatte, postulierte ein mittleres attraktives Potential für Nukleonen mit einem starken Spin-Bahn-Anteil, um die Spektren der Atomkerne zu erklären. Gerade zu jener Zeit kamen die neuesten Experimente mit Hyperkernen heraus, in denen ein Nukleon im Atomkern durch ein Lambda-Teilchen ersetzt wird, welches nicht aus drei leichten Quarks sondern aus einem strange Quark und zwei leichten Quarks bestand. Meine Idee war es, das erfolgreiche Quarkmodell auf den Hyperkern anzuwenden. Mit vielen vereinfachenden Annahmen gelang es mir, einen Grund zu finden, dass das Kernpotential für das Lambda nur $\frac{2}{3}$ so tief wie für das Nukleon war und insbesondere keinen sogenannten Spin-Bahn-Anteil besaß. B. Povh, der Chef der experimentellen Hyperkern-Kollaboration, der diese aufregende Neuheit mit seiner Gruppe gefunden hatte, war von meiner Idee begeistert und unterstützte mich, sie gegen viele Einwände zu verteidigen. Ich folgte diesem Projekt für einige Zeit.

Da meine Stelle aber auf vier Jahre begrenzt war, fühlte ich mich nicht anerkannt. Ich wollte »Einspruch« einlegen gegen diese Vierjahresstelle. Ich glaubte, schlecht behandelt worden zu sein. Die Lebensgemeinschaft mit Heidi hatte mich in der traditionellen Umgebung der kleinen Universitätsstadt akzeptabler gemacht. Ein paar Kollegen fragten zwar immer wieder, ob wir auch verheiratet seien, aber wir heirateten nicht. Wir wollten alles besser machen als unsere Eltern. Unser Zusammenleben war nicht einfach. Wir hatten das Urbild des existenzialistischen Paares vor uns. Wie Jean-Paul Sartre und Simone Beauvoir wollten wir freier und unabhängiger zusammenleben. Erst viel später erfuhren wir die wahre Geschichte der beiden, ihre Affären und ihre Schwierigkeiten, die eigenen Lebensentwürfe in ihre Vorstellungen zu integrieren. Heidi musste ihren Assessorenstelle aufgeben, um nach Heidelberg zu kommen. Das Oberschulamt hatte einer Versetzung nicht zu-

gestimmt. Meine Beschäftigung als Assistenzprofessor reichte als Argument nicht aus, um das Amt umzustimmen. Jetzt musste sie sich eine neue Beschäftigung suchen.

Aus Sparsamkeit waren wir in eines der Dörfer gezogen, die sich an der Bergstraße aneinanderreihen. Unsere Wohnung war geräumig und hell, nur die Vermieterin nervte mit ihrer stetigen Neugierde. Wir nannten sie den »Luchs«. Als mich einmal Hazel, eine thailändische Bekannte, besuchte, fiel es der Nachbarin sofort auf. Sie fragte Heidi, ob ich eine ausländische Schwägerin hätte. Eine exotische Ausländerin sei nämlich gestern bei mir zu Besuch gewesen.

Ich erinnere mich noch sehr genau an einen speziellen Tag im Frühjahr 81. Ich fuhr mit dem Panzer ins Geschäft. Als mein Blick auf das Armaturenbrett fiel, das halbrund zum Fahrer hingebogen war, fingen auf einmal die Anzeigergeräte für Öltemperatur und Tankinhalt zu tanzen an. Die Zeiger verwirrten mich. Meine unausgeschlafenen Augen glaubten nicht recht zu sehen. Ich spürte, wie wackelig meine akademische Karriere, mein ganzer Lebensplan geworden war. Auf der Straße schien das Gefährt die Orientierung verloren zu haben. Und was war mit mir? Im Ohr klingelte es laut. Der Auspuff machte ein ungewöhnlich raues Geräusch. Es war klar, mit uns beiden stimmte etwas nicht. Ich musste mich wegen eines Hörsturzes behandeln lassen und den Wagen in die Werkstatt bringen.

Vielleicht hatte diese Krankheit nur der berufliche Stress verursacht; die damalige Therapie jedenfalls brachte Erinnerungen hervor, die ich schon lange vergessen hatte. Mit jedem Nadelstich in die Nackennerven schien meine Kindheit näher zu rücken. Schichten längst vergangener Tage lagen wie alte Zeitungen, übereinandergestapelt vor mir, längst gelesene Seiten meines jungen Lebens, die das Schicksal wieder für mich aufgeschlagen hatte.